Kann man Religion überhaupt lehren?

Das trinitarische Lernprogramm des christlichen Glaubens

Religion ist ein Lernprozess. Damit die religiöse Sicht auf die Welt gelernt werden kann, muss sie gelehrt werden. Das kann umso besser geschehen, je mehr die Religion, die gelernt wird, selbst eine lernende ist. Das Christentum ist mit seinem trinitarischen Lernprogramm bestens auf diese Herausforderung eingestellt.

Kann man Religion lehren, und das heißt zugleich: Kann man Religion lernen? Denn was gelehrt wird, muss auch gelernt werden können. Lassen sich Lernprozesse initiieren, die einen unreligiösen Menschen zu einem religiösen Menschen machen? Die ihn dazu befähigen, die Welt in einer religiösen Perspektive wahrzunehmen (und das heißt immer: in der Perspektive einer Religion)? Die Antwort auf diese Frage ist ein eindeutiges Ja. Denn Religion und Lernen hängen eng miteinander zusammen. Religion ist, genau besehen, nichts anderes als ein Lernprozess.

Lernen ist ein komplexer, mehrschichtiger Begriff. Der größte Teil des Lernens verläuft unbewusst. Meist werden einfach Routinen bestätigt. Der Begriff des Lernens, der auf die Religion (aber nicht nur auf diese!) Anwendung finden kann, meint mehr als das. Lernen bedeutet hier die Unterbrechung der Selbstreferenz: Die eigene, immer begrenzte und perspektivische Weltsicht wird mit Informationen aus der Umwelt konfrontiert und von daher verändert. Ein Computer kann in diesem Sinne nicht lernen, wird er auch mit noch so vielen Daten und Programmen gefüttert. Reisen hingegen, sagt man, bildet, denn es setzt das Eigene einer fremden Beobachtung aus und lässt dessen Begrenztheit deutlich werden. Dies kommt der religiösen Lernerfahrung nahe.
Paulus hat eine Erfahrung dieser Art gemacht – er, der früher Christus lästerte, verfolgte und verhöhnte und dann bei ihm Erbarmen gefunden hat. „Ich wusste in meinem Unglauben nicht, was ich tat" (1 Tim 1,13). So spricht jemand, der etwas gelernt hat. Bei Paulus war der Lernprozess intensiv. Er hat seine Vergangenheit in einem anderen Licht gesehen, hat eine neue Identität gewonnen.

Religion ist eine Reise ins Unbekannte

Ist diese Art des Lernens erlernbar? Weil der Lernprozess in dieser Weise beschreibbar und inzwischen auch die Determinanten des Lernens gut verstehbar sind, wird immer deutlicher, dass das Lernen dem Lernenden selbst entzogen ist. Weder hat das Individuum auf sich noch hat die Gruppe auf das Individuum einen Zugriff. Die Encodierung des Neuen, das sich abhebt vom Bewährten, der Übergang von der Assimilation zur Akkomodation (*Jean Piaget*), die Interpretation eines Ereignisses als irritierend, die notwendige Aufmerksamkeit, die Motivation diese Aufmerksamkeit einzusetzen, all das liegt jenseits des Lernapparats. Die Lernbarkeit und die Lehrbarkeit sind deshalb emergent, sie werden nachträglich rekonstruierbar, sind aber nicht prognostizierbar. Genau diese Differenz ist theologisch relevant. Der Lernimpuls kommt nicht aus uns selbst, sondern von außen – so betont es *Karl Barth* in seiner Entgegensetzung von gnadenhaftem Evangelium und selbst gesteuerter Bildung.

Religion ist eine Reise ins Unbekannte. Sie konfrontiert mit der Umwelt des eigenen Wahrnehmungssystems, mit der Umwelt schlechthin, die niemals das Eigene werden kann: mit der Transzendenz. *Karl Rahner* hat deshalb die *aktive Selbsttranszendenz* als den Grundakt der Religion bezeichnet. Anders als der Computer oder auch das Tier können Menschen nicht nur wahrnehmen, sondern sich auch als Wahrgenommene wahrnehmen. Beim religiösen Lernen ist der Bezug zum Außen des Selbst unaufhebbar, denn es handelt sich um Transzendenz. Dass bestimmte Ereignisse aus der Umwelt auf das Göttliche zurückgeführt und damit als Fremdreferenz behandelt werden, macht das Besondere des Wahrnehmungssystems Religion aus. Andere Erklärungen sind damit nicht ausgeschlossen. Und dennoch ist die Selbsttranszendenz eine eigene Aktivität; eben die, die man Lernen nennt. Religion ist ein Lernprozess.
Hier wäre alles anzuführen, was von *Augustinus* (Gott ist mir innerlicher als ich mir selbst), *Romano Guardini* (Religion als Bildung des Selbst) bis zu *Emmanuel Levinas* (das Antlitz des Anderen als Transzendenz) zum Thema gesagt worden ist. Religiöses Lehren besteht darin, die Selbsttranszendenz des Lernenden zu aktivieren – in der Konfrontation mit Phänomenen des Heiligen, mit religiösen Texten, aber auch schon in der Betrachtung eines Kunstwerks, eines konkreten Menschen oder beim Blick in die Augen eines Tieres. Immer ist der Mensch aufgefordert, die Begrenztheit der eigenen Sicht, die die Umwelt zunächst nur als Ressource der Selbsterhaltung sieht, zu überwinden, indem er wahrnimmt, dass da draußen etwas ist, von dem her er sich wahrgenommen weiß. Zuletzt eben vom Göttlichen selbst, das definiert ist als das Nicht-Selbst.

Für die Gesellschaft sind Bildung und Lernen heute überlebenswichtige Ressourcen. Auf das Life-long-learning-Programm der Religionen kann sie nur verzichten um den Preis, im naturalen Status des System-Umwelt-Verhältnisses zu verharren. Umwelt ist mehr als ein Nahrungs- beziehungsweise Energielager. Der Blick in die Augen einer Milchkuh lässt diese als beobachtendes Wesen, dann vielleicht als Mitgeschöpf entdecken, dem gegenüber mindestens die Goldene Regel in Anschlag zu bringen ist. Werden die Kühe, wie es der heutigen systemimmanenten ökonomischen Logik entspricht, zum Zwecke höherer Milchproduktion nicht mehr auf die Weide gelassen, dann ist hier eine wichtige, im Prinzip religiöse Lernerfahrung nicht gemacht worden.
Das Gleiche gilt auch für die Religion selbst. Religion kann auf ihre Lehrbarkeit und damit auf ihr Lernen nicht verzichten, wenn sie nicht in purer Selbsterhaltung verharren will. So wie das Erlernen der religiösen Perspektive weiter vorangetrieben werden kann, so wird auch die Religion erst in ihrem Lernen eine lebendige Perspektive. Hier aber stoßen wir auf eine Paradoxie, die jedem Lernvorgang zu eigen ist und damit auch dem der Religion: Lernen geschieht selbstreferenziell. Auch Religionen lernen in geschlossenen Programmen, mit denen sie ihre Umwelt beobachten. Im Lernen aber müssen sie die Selbstre-

Thomas Ruster (geb. 1955) ist seit 1995 Professor für Systematische Theologie an der Technischen Universität Dortmund. Letzte Buchveröffentlichungen: Glauben macht den Unterschied. Das Credo, München 2010; zusammen mit Heidi Ruster: …bis dass der Tod euch scheidet? Die Unauflöslichkeit der Ehe und die wiederverheirateten Geschiedenen. Ein Lösungsvorschlag, München 2013. Oliver Reis (geb. 1971) ist an der TU Dortmund Akademischer Oberrat mit Arbeitsschwerpunkt zum Verhältnis von Systematischer Theologie und Didaktik.

ferenzialität überschreiten, müssen sich mit dem Außen, der Transzendenz, konfrontieren und von daher die eigene Perspektive immer wieder aktiv transzendieren. In Religionen wird diese Paradoxie offenkundig, wenn sie denn Religionen bleiben und nicht zu bloßen Weltanschauungen herabsinken wollen. Sie unterscheiden sich darin, wie sie mit dieser Paradoxie umgehen.
Im Folgenden soll es um das christliche Lernprogramm gehen. Dieses ist, wie sollte es anders sein, trinitarisch.

Gott wird selbst als ein Lernender beschrieben

Nicht um die Trinität als Lerngegenstand geht es, sondern um die Tätigkeit Gottes, die die Theologie als trinitarisch zu beschreiben gesucht hat. Spricht nicht die klassische Trinitätslehre von innergöttlichen Prozessen (processiones) und Erkenntnissen? Die Trinität ist ein Tätigkeitsfeld. Sie erklärt, dass und wie Gott selbst ein Lernender ist. Christliches Lehren und Lernen kann sich daran orientieren (folgende Ausführungen sind inspiriert durch: *Christoph Theobald*, Le christianisme comme style, Paris 2008, vor allem 731–777).
Das Motiv für jede Religion liegt in dem Bestreben, die eigene Weltsicht an der Wirklichkeit auszurichten. Lebe ich wirklichkeitsgemäß – oder habe ich mir eine Weltsicht zugelegt, die der Realität nicht entspricht und deswegen nicht realitätskompatibel ist? Die Orientierung an anderen kann hilfreich sein, aber es bleibt Unsicherheit. Sicherer ist die Orientierung an Gott, der nicht Teil der Wirklichkeit ist (also nicht nur seine Perspektive hat), der sie aber als Ganze überschaut. Wenn ich weiß, wie Gott die Welt beobachtet und mir seine Sicht zu eigen mache, dann liege ich richtig (dies nach *Niklas Luhmann*, Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt 2000, 147–186). Die Religionskritik hat dieses Konstrukt im Prinzip unbeschadet gelassen, sie bricht aber auf an der Frage, wer die Beobachter Gottes sind und in welcher Autorität sie sagen, wie er die Welt sieht.

Aus diesem Motiv ist die bemerkenswerte Pertinenz des klassischen, metaphysischen Gottesbegriffs zu erklären. Erst die moderne Gesellschaft ersetzt die Beobachtung der Welt durch Gott zunehmend durch gegenseitige Beobachtung, überwiegend in den Medien. Das Motiv hält sich aber durch und zeitigt immer wieder religionsproduktive Tendenzen (*Hans-Joachim Höhn*). Je unsicherer das Verhältnis zur Wirklichkeit ist, desto mehr Bedarf nach Religion entsteht.
Das christliche Lehren von Gott nimmt dieses Motiv auf. Gott ist Schöpfer und Erhalter der Welt, er ist allmächtig und allwissend. Gegen immer virulente gnostisch-dualistische Ansätze wird hinzugefügt: Er ist gut, so gut wie ein Vater zu seinen Kindern. Am väterlichen Herzen Gottes zu ruhen schenkt Geborgenheit und tiefe Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Zu Kindern spricht man so von Gott und setzt damit den Anfang des religiösen Lernprozesses: „...kennt auch dich und hat dich lieb." Was immer begegnet, es ist umfangen von der (Selbst und Umwelt) übergreifenden Güte des Vaters. Das Kind weiß sich von Gott gesehen und kann sich selbst neu sehen lernen. Aktive Selbsttranszendenz wird so angeregt und ermutigt.

Jesus initiiert Lernprozesse und lernt dabei selber

Der trinitarische Glaube lässt das theistisch-monotheistische Reden von Gott nicht unbehelligt. Es stimmt zwar, wie Rahner sagte, dass die Christen „bei all ihrem orthodoxen Bekenntnis zur Dreifaltigkeit in ihrem religiösen Daseinsvollzug beinahe nur ‚Monotheisten'" sind (Der dreifaltige Gott als transzendenter Urgrund der Heilsgeschichte, in: *Johannes Feiner* und *Magnus Löhrer* [Hg.], Mysterium Salutis. Grundriss heilsgeschichtlicher Dogmatik Band II, Einsiedeln 1967, 317–401, 319); dies bezeugt die Kraft der ursprünglichen religiösen Motivation. Aber gewisse, den Christen unaufgebbare Züge der biblischen Erzählung von Gott treiben den Lernprozess weiter an. Zu lernen ist, dass Gott, in starker Spannung zu seiner Allwissenheit und Voraussicht, selbst als ein Lernender beschrieben wird. Mit dem Motiv der Arche Noah kann man die väterliche, schützende Güte Gottes schön herausheben, wie es schon im Kindergarten geschieht.
Aber warum beschließt Gott die Schöpfung zu vernichten und lässt dann doch wieder davon ab? Ex 32,7–14 berichtet explizit von einem Lernprozess Gottes, der zu dem theistischen Modell so schlecht passen will. Da erwartet Gott, dass das Volk Israel ihm wegen der Befreiung aus Ägypten treu folgen wird, und da dies nicht geschieht, da sie „von dem Weg abgewichen" sind und sich das Goldene Kalb gegossen haben, will er in seinem Zorn gegen sie entbrennen und sie verzehren. Mose hingegen hält ihm verschiedene Gesichtspunkte vor, hauptsächlich seine Knechte Abraham, Isaak und Jakob, denen er einen Eid geschworen hatte. Als dies vor Gottes Augen gestellt wird, da „ließ sich der Herr das Böse gereuen". Gott ist also lernfähig. Wie hervorzuheben ist: Er korrigiert seine Erwartung, er verändert seine Sicht der Dinge im Blick auf konkrete, einzelne Personen.
Die Benennung Gottes als „Vater" deutet an, dass Gott selbst zum Lernen fähig ist und dass seine Kinder von ihm lernen können. Der Bund Gottes mit seinen Menschen hält nicht einfach einen Status fest, sondern er verändert sich, weil sich die Menschen und die Situationen mit ihm verändern. Schon im Alten Testament gibt Gott seinen Namen her und macht sich damit begreifbar, und zwar lernend immer wieder neu und anders begreifbar. Lernprozesse, wie sie Gott im Alten Bund zugeschrieben werden, sind auch von Jesus bekannt. Weil er ein Lernender wie Gott war, konnte er als der Sohn Gottes erkannt werden. Und doch waren es seine Lernprozesse, weil nur jeder selbst lernen kann. Das Glaubensbekenntnis entspricht dem, es nennt ihn Gott und Mensch zugleich.

Kommt der christliche Lernprozess bei Jesus an, trifft er auf Elemente, die mit dem theistischen Ausgangsmotiv gar nicht in Einklang zu bringen sind und die doch, so besagt es das trinitarische Bekenntnis, nicht dagegen ausgespielt werden dürfen. Die Transzendenz begegnet in der Gestalt eines Menschen – die die Religion tragende Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz scheint aufgehoben.
Bei dem Nazarener verläuft der Lernprozess so, dass er der Person, die ihm gerade über den Weg läuft, einen Raum zum Zu-sich-selber-Kommen und zur Neubestimmung der eigenen Identität schafft. Am Ende kann es dann heißen: „*Dein* Glaube hat dir geholfen." Jesus initiiert Lernprozesse und lernt dabei selber, was die Botschaft vom Reiche Gottes bedeutet (vgl. Mk 7,24–30; Lk 17,20f.). Über jeder Begegnung liegt daher die Verheißung des Reiches Gottes. Auf der anderen Seite hat er mit denen zu tun, die sehen, aber nicht erkennen, und hören, aber nicht verstehen (Mk 4,12; Jes 6,9), und zwar sowohl bei den eigenen Anhängern wie bei den Gegnern. Es sind die, die sich dem Lernen verweigern. Die Jesusgeschichte wird so überliefert, dass erkennbar wird: Auch diese sind nicht ausgeschlossen von den Verheißungen. Gott nimmt auch die Perspektive der Sünder ein – sie können noch lernen im Blick auf den Gekreuzigten und Auferweckten.

Nachfolge Jesu bedeutet die Teilnahme an seiner Art des Lernens

Die Art und Weise, wie Jesus Lernprozesse initiiert und wie er selber lernt, wird biblisch mit dem Begriff der „Heiligkeit" in Verbindung gebracht. Er ist der Heilige Gottes, weil er Menschen auf einen Lernweg zum Glauben bringt. „Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes" (Joh 6,69). Er ist aber auch der Heilige, weil er dämonische Verstockung und systemische Verhärtung überwindet (Mk 1,24). Der Begriff der Heiligkeit sagt aus, dass sein Tun zugleich das Tun Gottes ist. Er lernt wie Gott, Gott lernt durch ihn. Er hat „Worte des ewigen Lebens" (Joh 6,69), die ein jeder selbst erlernen kann; er ist nicht heilig ohne Beteiligung der anderen.
Nachfolge Jesu bedeutet deshalb nicht die Erfüllung eines bestimmten inhaltlichen Programms, sondern die Teilnahme an seiner *Art des Lernens*; Christoph Theobald spricht vom „Stil" des Nazareners. Indem er in Lernprozesse verwickelt, in denen die Verheißung des Reiches mit der Perspektive einzelner Menschen zusammengebracht wird, verbindet er zugleich mit Gott dem Vater. Die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe lässt sich auf diesen Sachverhalt beziehen.

Dem höchst paradoxen Befund, dass das Transzendente zugleich als Schöpfer und Herr der Welt und in der gastfreundlichen Begegnung mit jedem x-Beliebigen begegnet, wird die Rede vom Heiligen Geist gerecht. Er geht, wie das Glaubensbekenntnis sagt, aus dem Vater und Sohn hervor. Gott beobachtet sich im Geist als Einheit seiner verschiedenen Seinsweisen. Die Paradoxie ist damit positiv, nämlich göttlich besetzt. Die göttlichen Personen werden in ein kritisches Verhältnis gebracht, was wiederum Lernen motiviert. Der Sohn schützt den Vater vor einem einfachen Theismus, der Vater schützt den Sohn vor Trivialisierung und bewahrt das Licht endzeitlicher Verheißung. Menschen, die Jesus nachfolgen, werden in den göttlichen Lernprozess hineingezogen. Das Ziel ist, dass der Lernende im Gegenüber zu den göttlichen Personen selbst Person werden kann; deswegen ist an der Redeweise von den trinitarischen „Personen" wohl festzuhalten. Die Erkenntnis im Geist steht unter dem Wort des Propheten Jeremia: „Keiner wird mehr den anderen belehren, man wird nicht zueinander sagen: Erkennt den Herrn!, sondern sie alle, Klein und Groß, werden mich erkennen – Spruch des Herrn" (Jer 31,34). Christliches Lehren muss sich zum Schluss selbst erübrigen und selbstständig Lernende aus sich entlassen. Jede und jeder ist in den unabschließbaren Lernprozess hineingestellt, der mit dem Begriff des Geistes angezeigt ist.

In der Kürze haben wir darzustellen versucht, dass christliche Lehr- und Lernprozesse sich als Teilhabe an dem Lernen Gottes selbst verstehen lassen. Im Glauben an den dreieinigen Gott kann Lernen als aktive Selbsttranszendenz gewagt und vollzogen werden. Für das Lernen heißt das: Hören auf Weltbestimmung durch die Religion in ihrer Tradition (Gegenstand), prozesshaftes Entdecken in den weltlichen Vollzügen (ein Prozess, der religiöse und weltliche Selbstabschlüsse aufdeckt) und eine Reflexionsbewegung, die den Prozess an den Gegenstand zurückbindet. In welcher Form auch immer Glaubenslernen unter christlichen Vorzeichen stattfindet, es ist auf diese Struktur verwiesen und wird sie auf die eine oder andere Weise reproduzieren.
Dabei fällt auf, dass die Momente des christlichen Lehr- und Lernprozesses den Anforderungen der gegenwärtigen Lerntheorien vollauf entsprechen: die Beobachtung im Modus der zweiten Ordnung (wir beobachten Gott, wie er die Welt beobachtet; nach Luhmann war es die Theologie, die zuerst auf die Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt hat, vgl. Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt 1997, 1122; 677: die biblischen Propheten als Beobachter zweiter Ordnung), die Reflexivität, die Nicht-Steuerbarkeit des Lernens, das Konzept des lebenslangen Lernens, das Ziel der kritischen Teilhabe an Gesellschaft. Christliches Lehren und Lernen ist umso zeitgemäßer, je mehr es bei seiner eigenen „Sache" bleibt – der Sache, die nur im Lernen zu gewinnen und im Kern selbst ein Lernvorgang ist.

Die Einheit der drei Momente des trinitarisch strukturierten Lernprozesses ist in den großen christlichen Konfessionen unterschiedlich konfiguriert. Es scheint, dass die Orthodoxie einen Zug zum Patrozentrischen hat, wie er sich auch in zahlreichen alten liturgischen Texten findet. Die römisch-katholi-

sche Tradition tendiert christologisch zum Inkarnatorisch-Sakramentalen, die Kirchen der Reformation sind eher pneumatozentrisch ausgerichtet (vgl. *Karl-Heinz Menke*, Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus, Regensburg 2012). Es ist nicht ohne Grund so, dass die ekklesiale Entsprechung zu den trinitarischen Prozessen Gottes die Gestalt von Bekenntnisgemeinschaften (Konfessionen) annimmt, denn die Trinität, als (Lern-) Prozess verstanden, zielt auf konkrete Vollzüge, in denen Menschen am innertrinitarischen Leben Gottes teilhaben.
Auf diese unterschiedlichen Gestaltungen ist das christliche Lehren und Lernen in concreto bezogen. Sie stellen die Programme bereit, mit denen christliche Gemeinschaften die Welt beobachten. Sich davon zu lösen würde eine Abstraktion bedeuten, die dem gemeinten Vorgang gerade nicht gerecht wird und Lernen eher behindert. In einem Meta-Standpunkt werden Religionen zu menschlichen Transzendierungsversuchen, die Wirklichkeit der Transzendenz kann ihre bestätigende, entdeckende und reflektierende Kraft nicht entfalten. Daraus lässt sich ein Argument für den konfessionellen Religionsunterricht auch in postkonfessionellen Zeiten ableiten.

Die Konfessionen haben ihrerseits am trinitarischen Lernprozess Anteil

Die Konfessionen haben ihrerseits wieder am trinitarischen Lernprozess Anteil, wenn sie als christliche Gemeinschaften gelten wollten. Die Beobachtung aus der Perspektive des transzendenten Gottes, der in keinen Kirchentum eingeschlossen werden kann; die Bewährung des Lernens in der konkreten Begegnung mit dem Einzelnen und in der Konfrontation mit denen, die auch in den eigenen Reihen sich dem Lernen verschließen; das Wissen um die Unabschließbarkeit des Lernprozesses: Dies alles zeichnet ein konfessionelles Christentum aus. Systemische Schließung widerspricht der trinitarischen Matrix. In der Begegnung mit anderen christlichen Bekenntnisgestalten und anderen Religionen vollzieht sich Lernen und Selbsterkenntnis; so hat es das Zweite Vatikanum gesehen und dargestellt. Das Argument für den konfessionellen Religionsunterricht ist im Rahmen des trinitarischen Lernmodells zu entwickeln.

Die Phänomene, Texte, Zeugnisse, die in der christlichen Lehre zur Aktivierung der Selbsttranszendenz der Lernenden herangezogen werden, lassen sich auch anders als durch den Bezug auf Transzendenz verstehen. Wunder, Offenbarung, Heilige Schrift, Wahrheitsansprüche, Sinnerlebnisse – das alles kann auch Gegenstand nicht religiöser Wissenssysteme sein und ist es. Während der religiöse Mensch die Welt als Schöpfung Gottes und die Heilige Schrift als inspiriertes Zeugnis des Heiligen Geistes betrachtet, weiß er zugleich darum, dass andere dies anders beobachten, und dass sie im Rahmen ihrer wissensleitenden Unterscheidungen (zum Beispiel Schöpfung/Evolution; historisch/nicht historisch) dabei auch etwas Richtiges sehen.
Es ist charakteristisch für die religiöse Existenz in unserer Zeit, dass sie zwischen Beobachtungen erster und zweiter Ordnung oft hilflos hin- und hergerissen ist. Im Religionsunterricht kann das zur Verwirrung führen. Die Beobachtungen zweiter Ordnung begegnen in den Sichtweisen der Schüler und in den Materialien, sie sind aber auch den Lehrern selber zu eigen. Religionslehrer und -lehrerinnen stehen selbst in der trinitarischen Lernstruktur. Sie darin einzuführen ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie, denn diese hat sich zumindest in der westlichen Tradition auf den Wechsel zwischen Innen- und Außenperspektive methodisch eingestellt. Die theologische Ausbildung der angehenden Lehrer und Lehrerinnen ist deshalb unverzichtbar, mag man auch über Lehrinhalte und Curricula streiten (vgl. *Thomas Ruster*, Beobachten lernen, wie Religion die Welt beobachtet. Warum Religionslehrer/innen eine theologische Ausbildung brauchen, in: *Norbert Mette* und *Matthias Sellmann* [Hg.], Religionsunterricht als Ort der Theologie, Freiburg 2012, 243–261; *Oliver Reis*, Didaktik und Theologie in ihrer konstruktiven Wechselwirkung, in: ebd., 284–296).

Der trinitarische Lernprozess gibt dem gesamten christlichen Lehren und Lernen seine Struktur. Er gründet darin, dass Gott selber ein Lernender ist, sich selbst transzendiert in der Begegnung mit dem anderen. Die darin liegende Paradoxie ist es, die in der Trinitätslehre gefasst wird. Religion ist von daher als ein Lernprozess zu bezeichnen. Konfessionen sind als Lernprogramme zu verstehen. Daraus ergibt sich eine Begründung für den konfessionellen Religionsunterricht, der nicht mit systemischer Schließung und Abgrenzung gleichzusetzen ist. Auch die ReligionslehrerInnen stehen in diesem Lernprozess, denn so wie der Nazarener die Botschaft vom Reich Gottes mit den fremden Perspektiven der Menschen, die ihm begegneten, aussetzte, so sollten auch die LehrerInnen zwischen der Beobachtung erster und zweiter Ordnung unterscheiden, sie aber auch aufeinander beziehen können.

Damit die religiöse Sicht auf die Welt gelernt werden kann, muss sie gelehrt werden. Sie kann umso besser gelernt werden, je mehr die Religion, die gelehrt wird, selbst eine lernende ist. Das Christentum ist mit dem trinitarischen Lernprogramm bestens auf diese Herausforderung eingestellt, denn sie kann es selbstkritisch beobachten und sich dabei beobachten lassen, wenn sie beziehungsweise ihre Lehre, ihre Vertreter sehen und nicht erkennen, hören und nicht verstehen. Auf der anderen Seite: So wie die Religionen in ihren Vollzügen erstarren, können auch die Lernenden zwar freundlich die Reisen der aktiven Transzendenz mitmachen und trotzdem nichts erkannt und verstanden haben. Auch davon können ReligionslehrerInnen erzählen. *Thomas Ruster/Oliver Reis*